



Feierabend



Victoria

Kopiert von Albert Langen, München.

(16)

Die Geschichte einer Liebe von Knut Samson.

Ich kann nicht, antworte ich, nein, ich kann ihn nicht annehmen, er ist gekommen, er steht unten; laßt lieber mein Leben versichern, dann werde ich in der Bucht oder beim Wasserfall umkommen, das ist besser für mich. Mama wird leichenblau und weint über mich. Mein Vater kommt herein. Ja, liebe Victoria, jetzt mußt du hinuntergehen und ihn empfangen, sagte er. Ich kann nicht, kann nicht, antworte ich und wiederhole meine Worte von vorn; er solle gnädig sein und mich in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen. Er erwidert kein Wort, aber er setzt sich auf einen Stuhl und beginnt zu zittern und nachzudenken. Als ich das sehe, sage ich: Bring mir meinen Mann; ich nehme ihn.

Victoria hält inne. Sie bebt. Johannes nimmt auch ihre andere Hand und erwärmt sie.

Danke, sagt sie. Johannes, seien Sie so lieb und nehmen Sie mich fest an der Hand! Tun Sie das, bitte! Mein Gott, wie warm Sie sind! Ich bin Ihnen so dankbar. Aber Sie müssen mir das versprechen, was ich auf der Brücke sagte.

Ja, das ist schon lange vergessen. Soll ich einen Schal für Sie holen?

Nein, danke. Aber ich begreife nicht, daß ich zittere, denn man Kopf ist so heiß. Johannes, ich sollte Sie um Verzeihung bitten, für so vieles . . .

Nein, danke. Aber ich, begreife nicht, daß werden Sie ruhiger. Bleiben Sie still sitzen.

Sie hielten eine Rede auf mich. Ich muß nichts mehr von mir selbst von dem Augenblick an, als Sie aufstanden, bis Sie sich wieder niederlegten; ich hörte nur Ihre Stimme. Sie war wie eine Orgel, und es machte mich verzweifelt, daß sie mich so betörte. Mein Vater fragte mich, weshalb ich Sie angeschrien und unterbrochen hätte; er bedauerte es sehr, aber Mutter fragte mich nicht, sie verstand es. Ich hatte meiner Mutter alles gesagt, vor vielen Jahren hatte ich ihr alles gesagt und vor zwei Jahren, als ich aus der Stadt zurückkam, tat ich es noch einmal. Das war damals, als ich Sie getroffen hatte.

Neden wir nicht mehr davon.

Nein, aber versprechen Sie mir, hören Sie, seien Sie barmherzig! Was, um alles in der

Welt, soll ich tun? Mein Vater geht jetzt zu Hause in seinem Arbeitszimmer auf und ab, es ist fürchterlich für ihn. Morgen ist Sonntag; er hat angeordnet, daß alle Leute frei haben sollen. Das ist das einzige, was er heute angeordnet hat. Sein Gesicht ist grau, und er spricht kein Wort; eine solche Wirkung hat der Tod seines Schwiegersohnes auf ihn. Ich erzählte meiner Mutter, daß ich zu Ihnen gehen wollte. Wir beide, du und auch ich, müssen morgen den Kammerherrn und seine Frau in die Stadt begleiten, antwortete sie. Ich gehe zu Johannes, wiederholte ich. Vater kann das Geld für uns alle drei nicht aufbringen, er selbst will zurückbleiben, antwortete sie und sprach beständig über andere Dinge. Da ging ich zur Türe. Sie sah mich an. Jetzt gehe ich zu ihm, sagte ich zum letztenmal. Meine Mutter kam mir bis zur Tür nach, küßte mich und antwortete: Ja, ja, Gott segne euch!

Johannes ließ ihre Hände los und sagte: So, jetzt sind sie warm.

Tausend Dank, ja, jetzt bin ich ganz warm . . . Gott segne euch, sagte sie. Ich hatte ihr alles erzählt, sie hat es die ganze Zeit gewußt. Aber, liebes Kind, wen liebst du denn? hatte sie gefragt. Kannst du noch danach fragen? hatte ich geantwortet; Johannes liebe ich, nur ihn habe ich mein ganzes Leben lang geliebt, geliebt, geliebt . . .

Er machte eine Bewegung. Es ist spät. Wird man daheim nicht Angst um Sie haben?

Nein, antwortete sie. Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß Sie es sind, den ich liebe, Johannes, das haben Sie wohl gesehen? Niemand, niemand kann erfassen, wie ich mich in diesen Jahren nach Ihnen gelehnt habe. Ich bin hier auf diesem Wege gegangen und habe dabei gedacht: ich gehe jetzt lieber ein wenig neben dem Wege, mehr im Walde, da ist auch er am liebsten gegangen; so mache ich es auch. An jenem Tage, an dem ich erfuhr, daß Sie gekommen seien, kleidete ich mich hell, hellgelb, ich war krank vor Spannung und Sehnsucht und ging rastlos durch alle Türen aus und ein. Wie du heute strahlst! sagte meine Mutter. Die ganze Zeit sagte ich vor mich hin: jetzt ist er wieder heimgekommen; er ist herrlich, und er ist zurückgekommen, dies ist er wieder! Tags darauf

hielt ich es nicht mehr länger aus, ich zog mich wieder hell an und ging in den Steinbruch hinauf, um Sie zu treffen. Erinnern Sie sich? Ich traf Sie auch, aber ich pflückte keine Blumen, wie ich sagte, und deshalb war ich ja auch nicht gekommen. Sie freuten sich nicht mehr, mich wieder zu sehen; aber Dank, trotzdem, dafür, daß ich Sie traf. Das war im dritten Jahr. Sie hielten einen Zweig in der Hand und spielten damit, als ich kam; als Sie gegangen waren, hob ich den Zweig auf, verbarg ihn und nahm ihn mit mir nach Hause . . .

Ja, aber Victoria, sagte er mit bebender Stimme, jetzt dürfen Sie mir so etwas nicht mehr sagen.

Nein, antwortete sie angstvoll und ergriff seine Hand. Nein, ich darf nicht. Nein. Sie wollen es wohl nicht. Nervös fing sie an, seine Hand zu streicheln. Nein, denn ich darf nicht erwarten, daß Sie das wollen. Und außerdem habe ich Ihnen auch so sehr weh getan. Können Sie mir nicht mit der Zeit vergeben?

Doch, doch, alles. Das ist es nicht.

Was ist es dann?

Pause.

Ich bin verlobt, antwortete er.

10.

Tags darauf — am Sonntag — kam der Schloßherr in eigener Person zum Müller und bat ihn, gegen Mittag hinauszukommen und die Leiche des Leutnants Otto zum Dampfschiff zu fahren. Der Müller verstand ihn erst nicht und starrte ihn an; aber der Schloßherr erklärte ihm kurz, daß alle seine Leute frei hätten, sie seien in die Kirche gegangen, er habe niemand zu Hause.

Der Schloßherr hatte diese Nacht sicher nicht geschlafen, er sah aus wie ein Loter und war noch dazu unrasier. Doch schwang er den Spazierstock wie immer durch die Luft und hielt sich aufrecht.

Der Müller zog seinen besten Rod an und ging. Als er die Pferde angespannt hatte, half ihm der Schloßherr selbst die Leiche auf den Wagen hinauszutragen. Alles ging still, beinahe geheimnisvoll vor sich, niemand war aufwesend und sah zu.

Der Müller fuhr zur Landungsbrücke hinunter. Hinter ihm kamen der Kammerherr und dessen Frau, außer ihnen die Schloßherrin und Victoria. Sie waren alle zu Fuß. Den Schloßherrn sah man allein auf der Treppe zurückbleiben und wiederholt grüßen; der Wind fuhr durch sein graues Haar.

Als die Leiche an Bord gebracht war, folgten ihr die Leidtragenden aufs Schiff. Von der Reeling rief die Schloßherrin dem Müller an Land zu, er möge den Schloßherrn grüßen, und Victoria bat ihn noch um das selbe.

Dann dampfte das Schiff fort. Lange blieb der Müller stehen und sah ihm nach. Es blies ein starker Wind, und die Bucht war sehr bewegt; erst nach einer Viertelstunde verschwand das Schiff hinter den Inseln. Der Müller fuhr nach Hause.

Er brachte die Pferde in den Stall, gab ihnen Futter und wollte hineingehen und dem Schloßherrn die aufgetragenen Grüße überbringen. Er fand jedoch die Küchentüre verschlossen. Er ging rund um das Haus herum und wollte durch den Haupteingang hineingelangen; auch die Haupttüre war verschlossen. Es ist Mittag, und der Schloßherr schläft, dachte er. Da er aber ein gewissenhafter Mann war, der das ausgerichten wollte, was ihm aufgetragen worden war, ging er

ins Gefindehaus, um dort jemand zu treffen, der dem Schloßherrn die Grüße überbringen konnte. Im Gefindehaus war niemand. Er ging wieder hinaus, suchte ringsumher und ging sogar in das Zimmer der Mädchen. Auch hier war niemand. Der ganze Hof war ausgestorben.

Eben wollte er wieder gehen, als er im Keller des Schlosses einen Lichtschimmer gewahrte. Er blieb stehen. Deutlich konnte er durch die kleinen vergitterten Fenster einen Mann sehen, der mit einem Licht in der einen Hand und einem roten, seidenbezogenen Polsterstuhl in der anderen den Keller betrat. Es war der Schloßherr. Er war rasirt und im Gesellschaftsanzug, als wollte er zu einem Fest gehen. Ich könnte vielleicht aus Fenster klopfen und ihn von seiner Frau grüßen, dachte der Müller, blieb aber stehen.

Der Schloßherr sah sich um, leuchtete umher und sah sich noch einmal um. Er zog einen Sack hervor, der Heu oder Stroh zu enthalten schien, und legte ihn an der Eingangstüre nieder. Danach schüttete er aus einer Kanne etwas flüssige; über den Sack. Dann trug er Krüsen, Stroh und ein altes Blumengefäß zur Türe und goß darauf etwas aus der Kanne; der Müller bemerkte, daß er dabei sehr sorgfältig darauf achtete, weder seine Finger, noch seine Kleider zu

beschmutzen. Er nahm den Keinen Kerzenstummel und stellte ihn auf den Sack, schließlich umgab er ihn vorsichtig mit Stroh. Dann setzte der Schloßherr sich auf den Stuhl.

Immer entsehter starrte der Müller auf diese Anstalten, sein Blick war gleichsam an das Kellerfenster gebannt, und seine Seele befiel eine dunkle Ahnung. Der Schloßherr sah ganz still auf dem Stuhl und sah zu, wie das Licht immer tiefer und tiefer herunterbrannte; die Hände hielt er gefaltet. Der Müller sieht, wie er ein Staubkorn von seinem Ärmel abstreift und die Hände wieder faltet.

Da stößt der alte entsehte Müller einen Schrei aus.

Der Schloßherr wendet den Kopf und sieht zum Fenster empor. Möglicherweise springt er auf und geht bis dicht ans Fenster hin, wo er stehen bleibt und hinausstarrt. Es war ein Blick, in dem sich das Leiden der ganzen Welt wieder spiegelte. Sein Mund ist eigentümlich verzerrt, er streckt seine beiden geballten Fäuste gegen das Fenster aus, drohend, stumm; schließlich droht er nur noch mit der einen Hand und geht rücklings in den Keller zurück. Als er an den Stuhl stieß, fiel das Licht um. Im gleichen Augenblick schlug eine gewaltige Flamme empor.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Frauentag.

Von Robert Breukler.

In sagenumwobener alter Zeit
Erblicke der Menschheit Baum,
Das Leben war von Gefahren umdräut,
Doch schön wie ein Kindertraum.

Der Mann zog hinaus ins wilde Land,
Die Frau beschirmt den Herd,
Und was Gemeindrang so erschuf,
Das hatte gleichen Wert.

So wuchs in Kraft und Schönheit auf
Ein glückliches Geschlecht,
Es gab keinen Klassenunterschied,
Sondern nur gleiches Recht.

Der Fortschritt der alten Produktion
Brachte Handel, Bewegung und Krieg,
Die Stammesgesellschaft löst sich auf
Und der Staat erkämpfte den Sieg.

Die alte Freiheit schwand dahin
Im tausendjährigen Streit,
Und Frauen und Arbeiter galten gering
Und rechtslos mit der Zeit.

An der Wiege der Zivilisation
Standen Sklaverei und Mäht,
Die haben Schaffende und Frauen
Um Menschenrecht gebracht!

Nun aber will es wieder graun'n,
Die Betrogenen stehen auf:
Gemeinsames Elend, gemeinsamer Kampf!
Das ist der Geschichtes Lauf.

Sie schaffen in Fabrik und Flur
Und hämmern jung den Staat,
Einig im Wollen nach gleichem Recht,
Einig zu gleicher Tat.

Erhebt euch, ihr Frauen, in Kampf und Not,
Was morsch ist, muß vergehn!
Ihr werdet wieder, wie dereinst,
In Kraft und Schönheit erstehn.

Eine Mutter.

Skizze von Willy Frenzel.

Still war es in der kleinen Stube. Nur die Nähmaschine ratterte kaum hörbar. Ihr Geräusch wurde durch eine untergelegten alten Teppich gedämpft.

Mit müdem Gesicht sah Frau Holzheim an der Maschine und nähte. Fort und fort, mit kleinen Unterbrechungen, schob die knöchernen Hand den Stoff unter die Nadel. Sie durfte nicht rasten, sie mußte arbeiten, um nicht hungern und darben zu müssen.

Wohl besaß sie eine Tochter, die ins Geschäft ging, aber die paar Mark reichten auch nicht weit.

Bei dem Gedanken an ihre Tochter hefte sich ihr Gesicht auf. Wie freute sie sich auf jeden Abend. Vergessen waren alle Sorgen, wenn das lustige Lachen Irma durch das kleine Zimmer schallte.

Gedankenvoll starrte Frau Holzheim vor sich hin. Ihre fleischigen Hände ruhten. Es war bitter gewesen, als sie ihren Mann verlor und allein mit der kleinen Irma auf sich selbst angewiesen war. Doch mutig hatte sie den Kampf aufgenommen. Aus Irma wurde eine Jungfrau und sie half tüchtig mit. Wenn es auch wenig war, so hielten sie sich doch über Wasser.

Ein Windstoß, der das Fenster klirrend erschütterte, schreckte Frau Holzheim aus ihrem Traumreich auf. Als mühte sie die verhorchte Zeit nachholen, arbeitete sie jetzt unverdrossen drauflos.

Langsam senkte sich die Dämmerung hernieder. Auf der Treppe ertönten Schritte. Frau Holzheim schob die Maschine von sich. Jetzt kam ja ihr Sonnenschein, ihre Irma.

Ein blondes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren betrat das Zimmer. Kurz war diesmal der Gruß, so daß Frau Holzheim verwundet aufschaute.

Prüfend blickte sie ihre Tochter an. „Ist dir was schlechtes passiert, Irma?“

„Nein, Mutterchen, beruhige dich nur.“ Und ein lustiges Lachen spallte durch den Raum.

Wieder horchte Frau Holzheim auf. Das

war nicht das fröhliche, ungebundene Lachen wie früher, sondern es war erkünstelt, war nicht frei. Frau Holzheim wurde mißtrauisch.

Und so verging Woche auf Woche. Wohl könnte jeden Abend das lustige Lachen durch den kleinen Raum, aber im geheimen beobachtete Frau Holzheim ihre Tochter. Das Wesen Irma hatte etwas Scheues, Müdes. Ihre Augen schauten so verträumt. Frau Holzheim sagte nichts. Sie war ja auch einmal jung gewesen und hatte geliebt. Ihre Tochter würde schon den Weg zu ihr finden.

Wieder vergingen Wochen. Mit Schrecken wurde Frau Holzheim auf einmal gewahr, wie es um Irma stand. Ihr Herz krampfte sich zusammen.

Und dann kam der Tag, wo ihr Irma alles gestand. Wie sie ihn so lieb gehabt und er sie doch verstoßen hatte.

Ruhig hatte Frau Holzheim zugehört. Kein Vorwurf, nicht ein böses Wort. Nur in den erusten Augen lag es wie Trauer. Irma aber lag der Mutter zu Füßen und weinte bitterlich. Leise streichelte Frau Holzheim den blonden Scheitel der Tochter. „Hat es sehr weh getan, mein Kind?“

Da brach ein gequälter Schrei aus der Brust Irma und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre Gestalt. Irma fühlte es, die Mutter hatte ihr vergeben, würde sie nicht verstoßen, sondern Schutz und Stütze sein.

Tagebuch-Aufzeichnungen.

Von Minna Cauer.

... Mai 1897.

... Abends mit Frau v. Witt und Paul zu Bebel's Vortrag über das Vereinsgesetz. Großartig! Resolution schneidig! Jetzt räumt vielleicht endlich mit der Junkertum auf. Hofen wir ... 14 Versammlungen der Arbeiter fanden statt, alle überfüllt, — das ist ein Volksleben. Dagegen das Bürgerium! Ruhe des Kirchhofs. Zufällig fuhren wir mit Bebel in demselben Pferdebahnwagen zurück. Er sah so ermüdet im offenen Wagen, Droschken waren nicht zu haben. Er hustete sehr, ich reichte ihm

lachend meinen letzten Bonbon. Er nahm ihn dankend und sagte: „Die Frauen haben immer gute Ideen.“ — Er ist so einfach, so bescheiden und doch so scharf, so klar und so barmherzig. Er hofft, daß Gutes aus dieser Knebelung kommt.

20. März 1911.

Sozialdemokratischer Frauentag gestern. Ein Marktstein. O, wäre ich doch vor Jahrzehnten meinem Innern gefolgt und wäre hinübergegangen! Mit unseren bürgerlichen Frauen werden wir nicht viel erreichen. Wie so die Scharen singend hinausgingen,

süß! ich, daß ich zu der strebenden und ringenden Masse gehörte. Mein Herz ist bei ihnen, und zwar ganz. Ich weiß, daß mich alles von der bürgerlichen Auffassung des Lebens trennt, — alles.

Ein schwerer Konflikt ist schon lange in mir, — niemand ahnt ihn. Ich will hinaus aus dieser engherzigen und engbrüstigen Frauenrechtleri, ich lehne mich dagegen auf.

Ich weiß, daß ich Sozialistin und Politikerin bin, — ein Weltmeer trennt mich von den Frauenrechtlerinnen. Und doch — ich werde schweigen, mich nur langsam lösen und im stillen mein Leben beschließen, — allein.

Die gefangenen Füße.

Ein Gleichnis.

Die kleine Frau Thü-Ling saß einsam und versunken auf den weißen Stufen des Porzellanpavillons und war sehr traurig. Die Sonne floß leuchtend über die blaue Seide ihres Kimonos und über ihren schwarzglänzenden Scheitel. Und ein süßer Duft von Apfelblüten lag in der lauen Luft. Neben ihr kletterte wirr und wild ein grünes Schlingengewächs empor, und es sah aus, als wäre Thü-Lings zierliches Persönchen aus dem Gerank wie eine große blaue Wunderblume hervorgeblüht. Wasserrosen schaukelten auf dem grünen Spiegel des winzigen Teiches. Aber Thü-Ling sah nichts von der heiteren Pracht des Gartens und nichts von ihrer eigenen Schönheit. Ihre Mandelangen standen voll Tränen, und voll Gram schaute sie auf ihre kleinen verkrüppelten Füße herab.

Thü-Ling hatte in der wohlbehüteten, patriarchalischen Enge ihres Hauses zufrieden gelebt, bis vor einigen Tagen der englische Besuch kam und Reiz und Zwietracht in ihre ruhige Seele säte. Als die Engländer bei ihrem Gatten, der ein hoher Beamter war, Visite machten, hatte Thü-Ling den Tee eingesehen und dabei die lebhafteste, blonde Miß Johnson kennengelernt. Schnell fühlte sich die kleine Chinesin von der Liebenswürdigkeit der schlanken Sportsdame begaubert und lachte witzbegierig und staunend ihrem Erzählen von der Freiheit und Selbständigkeit der europäischen Frauen. Die Miß war selbst ein Musterbeispiel von Souveränität, in allen Sätzen gerecht fuhr sie Rad und Auto, ritt, ruderte, malte und sang und spekulierte sogar in Aktien.

Thü-Lings Herz klopfte in ohnmächtigem Jorn. Die sonst so Sanfte schlug sogar mit dem Fächer nach einem gelben Falter, der ihre Wangen streifte. „Mit diesen verkrüppelten Füßen werde ich niemals ein freier Mensch werden,“ klagte sie weinend. „Warum bin ich armes Geschöpf nicht in jenen glücklichen Ländern des Westens geboren, wo die Frauen stolz einherschreiten und nicht mühsam trippeln müssen!“ Da rauschte leicht das zarte Bambusgebüsch hinter ihr und der Ries knirschte unter einem leisen, müden Schritt. Erschreckt hob Thü-Ling ihr tränenüberströmtes Antlitz empor und sah den alten Lehrer ihrer Mädchenzeit kommen. Seine wellen, pergamentenen Züge erstrohten in Güte und Mitleid, als er seinen Liebling in Tränen erblickte. „Was hat mein Vögelschen so betrübt?“ fragte er zärtlich besorgt, bückte sich und streichelte kosend ihre kleinen, weichen Hände. „Ach, Tao-Tsi,“ brach es leidenschaftlich aus ihr hervor, „wie unglücklich bin ich!“ Und stiegend erzählte sie ihm, wie sehr sie sich sehne, eine so freie und sichere Frau wie Miß Johnson zu werden. „Aber immer werden mich diese Füße daran hindern,“ schloß sie schmerzlich ihre Jeremiade und stieß zornig ihre gestikten Sa-

fianpantöffelchen in den nachgiebigen Kies. Da tröstete der alte Tao-Tsi die Unglückliche und setzte sich mit behutsamen Gebärden neben sie. „Auch in Europa,“ sprach er mit seiner milden Altersstimme, „sind nicht alle Frauen so beneidenswert, wie die reiche Miß. Zwar hat ihnen nicht eine unsinnige und unbarmherzige Mode die Glieder verkrüppelt. Aber Ungezähle sind auch mit ihren gesund gewachsenen Füßen in ihrer Bewegungsfreiheit behindert und stärker als durch eine Krankheit durch die einfache Not des Lebens an eine Maschine, einen Arbeitstisch, ein Bureaupt gebunden. So fest gebunden, daß nicht nur ihre Füße, daß ihr ganzer Leib vor der Zeit hinwelkt, und auch ihr Herz. Und da sind ihrer so viele, die lieber mit verkrüppelten Füßen in ihrem Hause und bei ihren Kindern blieben, die aber durch den Kampf ums Dasein hinausgetrieben werden in eine fern, freudlose Arbeitsstätte voll Lärm und Qualm. Ach, und trotz ihrer gesunden Füße und trotz der ihnen zuerkaunten Rechte sind die meisten von ihnen keine freien Menschen. Denn unter der Mitwirkung von Frauen, die frei Herzen und Geister haben, mußte es in den Ländern des Westens anders aussehen, Thü-Ling. Aber sieh, es ist so: Wie die chinesischen Frauen mit ihren kleinen Füßen sich nicht weit von ihrem Haus entfernen können und bei weiten Entfernungen von den Männern getragen werden müssen, so ist es auch bei den Europäerinnen, die einen verkrüppelten oder unentwickelten Geist besitzen. Auch sie können sich von alten, oft längst überwundenen Gewohnheiten und von der Enge ihres hausfraulichen Geschichtes nicht weit entfernen und müssen sie, bei einer Wahl z. B., mal einen Spaziergang in die hohe Politik machen, so lassen sie sich von dem Willen der Männer tragen. Aber merkwürdig, nicht etwa von den Männern, die die armen, unfreien Frauen aus dem allzu engen Käfig ihres Schicksals befreien und sie bei ihren Mutter- und Frauenpflichten unterstützen wollen, sondern von denen, die ihr Menschsein weiter verkrüppeln und sie gefangen halten.“

Thü-Ling lauschte offenen Mundes den Erklärungen des alten Mannes und wuschte die letzten Tropfen aus den geschlittenen Spalten ihrer braunen Augen. „Nun, kleine Thü-Ling, lächelte Tao-Tsi ernst, „wenn nun im Reiche der Mitte eine Partei aufstände, die die grausame Mode des Fußverkrüppelns abschaffen würde. Würdest du für sie oder für den heiligen, alten Brauch stimmen?“ „Natürlich würde ich für sie sein,“ antwortete Thü-Ling und zog verwundert die Brauen hoch. „Ja, aber deine Mutter, deine Verwandten, vielleicht auch dein Mann würden dich dann für ungehorsam und gottlos erklären!“ Da jankte Thü-Ling vor dem prüfenden

Blick Tao-Tsis das kindliche Gesicht. Aber schnell hob sie es wieder und schaute ihn fest an: „Ja, aber wenn ich ein freier und selbständiger Mensch werden will, muß ich doch zuerst Mut haben und mich gegen das Veraltete, Unvernünftige das Neue und Gesunde wählen! Wenn die Frauen in Europa das nicht tun, dann haben sie nicht den festen Willen, aus der Knechtschaft geistverkrüppelter Zustände herauszukommen! Dann werden sie noch lange Schmerzen ertragen müssen. O, Tao-Tsi, wenn ich die Wahl hätte,“ sagte sie mit heller, beschwingter Stimme, „dann müßte ich doch auch an meine Kinder denken und an den Moment, wo meine Tochter einstmals vorwurfsvoll auf ihre Füße zeigt: Mutter, warum hast du damals dieses Leid nicht verhütet!“

„Aber, wann werden das die Frauen erkennen,“ seufzte Tao-Tsi und erhob sich. Thü-Ling schüttelte den Kopf. „Ja, es ist wirklich unbegreiflich, daß die Frauen nicht sehen, was ihnen nottut und danach ihr Schicksal wählen!“ „Ach, Tao-Tsi, was kann man nur tun, sie zu belehren?“ fragte sie mit einer Geste, deren anmutige Lebhaftigkeit ihren runden Arm entblühte. „O, man darf nicht müde werden, es ihnen immer und immer wieder zu sagen, einmal lernen sie es vielleicht doch!“ Der alte ehrwürdige Tao-Tsi half seiner jungen Schülerin auf die kleinen Füße, mit denen sie neben ihm hertrippelte. Bevor sie aber ins Haus trat, bückte sie sich nach einem schillernden Käfer, der auf dem Rücken inmitten des Kiesweges lag und setzte ihn mit einer unfagbar sorgfältigen Bewegung in eine eben erschlossene rote Blüte.

Margarete Bauer.

Bub und Mädel.

Man sollte es heute nicht für möglich halten, daß es noch Eltern gibt, die sich für wunder wie fortschrittlich und aufgeklärt halten und dabei ihre Kinder nach dem Geschlecht ganz verschieden behandeln. Da dürfen die Jungen spielen und umherstollen, das Mädchen aber muß zu Hause bleiben, Hausarbeit tun oder die Kleinsten warten. Zum Lohn bekommt sie dann geringeres Essen, denn „ein Mädchen braucht nicht so viel wie ein Junge“. So wird die Geschlechtsungleichheit und -sklaverei schon in der Familie — und noch in wieviel Arbeiterfamilien — gezüchtet. Kein Wunder, daß nachher der heran-gewachsene Junge als Arbeiter sich mit der nichtswürdigen Bezahlung der Arbeiterinnen für gleiche Leistung ruhig abfindet und erst wird, wenn diese von ihm mit großgezogene Schmutzlöhnerin ihm selbst als Schmutzkonkurrenz lästig wird. Kein Wunder, daß er nachher als Ehemann es für selbstverständlich hält, alle guten Bissen für sich zu beanspruchen und Frau und Kindern das Zusehen zu lassen; daß er sich berechtigt glaubt, von dem Lohne, den „er ja verdient hat“, einen Großteil für seine „Bedürfnisse“ und Lieb-aberereien zu verwenden und der Familie erst den Rest zukommen zu lassen.

Wer Recht und Pflicht gleichmäßig und gerecht verteilt wissen will, der muß zu Hause damit den Anfang machen. Und wer will, daß das Weib auch im Leben seinen Platz ausfüllt und Wertarbeit leistet (das kann auch im Haushalt geschehen), der muß für drei Dinge sorgen: 1. Gute Ausbildung auch der Mädchen, nicht nur in Beruf und Hausarbeit, sondern auch in Dingen, die zum öffentlichen Leben tauglich machen und eine verständige Kindererziehung ermöglichen. — 2. Ausgiebige Zeit zum Ausruhen. Ein übermüdetes Körper, der nie zur Ruhe kommt und nach vollbrachter Berufsarbeit noch die Herren Brüder bedienen muß, wird nie zur rechten Kraft kommen oder

die Fähigkeit zur Wertarbeit aufbringen. — 3. Ausreichende Kost. Eine bedeutende Erzieherin, die ich kannte, vertrat stets den Grundsatz: gleiche Kost für beide Geschlechter. Ihre Töchter sind auch alle Menschen von Tüchtigkeit geworden, die in ihrer Arbeit es mit jedem Manne aufnehmen und dabei im öffentlichen Leben ihren Platz ausfüllen. Darum: Gleiches Recht für alle — zuerst in der Kinderstube und am Familientisch!

E. Kappenstein.

Wir Frauen rufen euch!

Heraus, ihr Frauen, aus Haus und Fabrik,
 Jetzt gilt's, euer Recht zu erringen,
 Aus dumpfer Stube, aus gift'gem Bettrich,
 Aus des Alltags ebernen Schlingen.

Heraus zum Kampf!
 Weh' über die Frauen, die nicht mit uns geh'n,
 Nur dumpfen Sinn's auf sich selber schau'n,
 Die sich und die Zeit nicht versteh'n.
 Jahrtausende lasten auf unserm Geschlecht,
 Und der freie Geist schien zu schlafen. —
 Mit Füßen getreten ward unser Recht
 Und gelobt nur die Tugend der Sklaven.
 Doch ein Ende hat auch die finstere Nacht!
 Nun gilt es den Morgen zu schauen.
 Heraus, ihr Frauen der Arbeit, erwacht,
 Und helft uns die Zukunft bauen.
 Wir wollen in längst überlebtem Brauch
 Uns nicht mehr geduldig fügen,
 Und steht eine Welt von Feinden auf,
 Wir wollen kämpfen und siegen! —

Emma Döll.

Feuer in der Wüste.

Es ist nicht eigentlich Wüste, wo dieses seltsame, ewig und von der Bevölkerung als heilig angesehene Feuer brennt. Man kommt dorthin, wenn man von der Autostrecke Mossul—Bagdad bei Kerful einen kleinen Absteher macht. Dort, wo der Naaradem aus den persischen Randgebieten durchbricht, um sich südwestlich strömend — strömend allerdings nur in den Regenzeiten, sonst oft genug nur schwach sichernd — mit dem Tigris zu vereinigen, liegt einige 50 Kilometer von Kerful, rings eingeschlossen von völlig kahlen Bergketten, das kleine kreisförmige Tal von Bahgurugur, weitab von jeder menschlichen Niederlassung, denn man wandelt hier nicht ungestraft — —

Die Erde muß hier ungeheure Schätze an Del, Naphta und Erdgasen bergen. Schon seit Zeiten, von denen die gegenwärtige Bevölkerung keine Rechenschaft mehr geben kann, entströmen hier der Erde seltsame, fast durchsichtige bläuliche Flammen, die mit heis zischendem Geräusch aus der Erde strömen und die Luft weit hin in flimmernde Schwingungen versetzt. Steht man mit einem spitzen Stod kräftig in die Erde, so züngelt alsbald aus dem entstehenden Loch eine neue Flamme empor. Der ganze Boden muß also von diesen leichten Kohlenwasserstoffgasen erfüllt sein, die sich beim Ausströmen sofort an den anderen Feuern entzünden.

Nebrigens sind jene Feuer keineswegs das einzige Anzeichen für jenen Reichtum der Erde. Fährt man auf einem der landesüblichen Fische den Tigris abwärts, so sieht man den Strom vielfach östlich getrübt, ein Zeichen, daß hier Del unmittelbar aus dem Flußgrund austritt und sich mit dem Wasser des Stromes vermischt. An vielen anderen Orten auf beiden Seiten des Stromes bilden Naphtaquellen sumpfige, weit hin riechende Poole, die von den Eingeborenen sogar hier und da auf ganz primitive Weise ausgebeutet werden.

Es knüpfen sich an die mesopotamischen Delvorkommen übrigens auch sinnvolle alte Be-

genden, so z. B. an die Stelle, wo in unmittelbarer Nähe der Stadt Mossul die mächtigen Gebirgsketten des Djebel Hamrin und des Djebel Maklud aufeinanderstoßen und der Tigris zwischen ihnen hindurch in das mesopotamische Tiefland durchbricht. Dort — so erzählen die Einwohner — kämpften unter der Erde die beiden Riesen Hamrin und Maklud miteinander, und keiner könne jemals den anderen besiegen. Inzwischen aber ströme aus ihren Wunden das Erdöl.

Märlein.

Schlangen gefällig? Jede Hausfrau weiß, wo sie ihr Brot und ihr Fleisch, wo sie ihren Kaffee, und ihren Zucker einkauft, aber wenn sie vor die Aufgabe gestellt würde, einen Stod Pienen ein paar Riesenfrösche oder eine Klapperschlange einzuholen, würde sie gewiß in Verlegenheit geraten. Aber auch für diese und noch andere merkwürdige Waren gibt es Märkte, wie eine englische Zeitschrift erzählt. Der Handel mit Schlangen ist ziemlich ausgedehnt, denn die verschiedenen Zoologischen Gärten haben einen großen Bedarf an Reptilien. In London gibt es mehrere Geschäfte, in denen man mit dem einladenden Auf: „Schlangen gefällig?“ begrüßt werden kann. Eine ausgewachsene Riesenschlange kostet zwischen 400 und 1000 Mark, dagegen kann man eine der gefährlichen Brillenschlangen schon für 40 bis 100 Mark bekommen. Ein großer Umfah ist in kleinen, nicht giftigen Schlangen, die als Futter für die seltenen Arten in den Zoologischen Gärten benutzt werden, die kann man schon für 2 bis 5 Mark das Pfund einkaufen. Einer der größten Biemenmärkte ist zu Veendam in Holland. Im vergangenen Jahr wechselten hier 1586 Biemenwärme den Besitzer; die Gesamtzahl der vertriehenen Biemen belief sich auf gegen 30 Millionen und der Wert ungefähr auf 6000 Mark. Riesenfrösche sind kein begehrter Artikel, aber besonders große Exemplare sind doch von manchen Schaustellern gesucht. Ein Mann, der kürzlich einen besonders großen Ochsenfrosch feilbot, erzielte dafür 100 Mark. Ein unheimlicher Verkaufsgegenstand ist Schlangengift; aber wer diese Ware an den rechten Mann zu fringen weiß, kann damit viel verdienen, denn es gibt gewisse Arten des Schlangengiftes, für die 300 Mark und mehr pro Gramm gezahlt wird. Haser steht ja im allgemeinen nicht sehr hoch im Preise, aber vor einiger Zeit wurde für eine Tonne Haser einer englischen Firma der Preis von 11 Millionen Mark erlegt; es handelte sich dabei um eine neue Haserforte, von deren Anbau im großen man sich sehr viel versprach.

Betteres.

Kind! Müller beklagt sich bei seinem Freund über das schlechte Gedächtnis seiner Frau. „Sie denkt aber auch an nichts mehr, es ist schrecklich!“ — „Bei meiner Frau war es ebenso schlimm,“ meint Schulze, „bis ich ein Mittel dagegen gefunden habe.“ — „Was denn?“ fragt Müller eifrig. — „Wenn ich ihr etwas besonderes einprägen will, dann schreibe ich es auf ein Stück Papier und stecke es in meine Westentasche.“

Deftliche Sitten. Ein orientalischer Fürst speiste in einem Londoner Hotel, als der aufmerksame Kellner bemerkte, daß der kleine Behälter, der die Zahnlöcher enthielt, leer war. Sofort stellte er neue Zahnlöcher auf die Tafel, aber der exotische Besucher machte eine zornige Bewegung und stieß ein paar wütende Worte

aus. „Was sagt Seine Hoheit?“ flüsterte der Kellner ängstlich dem Dolmetscher zu, und dieser erwiderte: „Seine Hoheit erklärt, er habe schon zwei solche Dinger gegessen und wolle nicht mehr.“

Eine wunderbare Heilung. Ein kräftiger, alter Herr sagt zu einem auch nicht kränzlich aussehenden Invaliden, mit dem er zusammen auf einer Bank im Park des Kurortes sitzt: „Wollen Sie mir wohl glauben, daß ich zuerst, als ich hierher kam, kein Wort sprechen konnte, daß ich nicht imstande war, nach der anderen Seite dieses kleinen Weges zu laufen, und daß ich die Treppen hinauf und herunter getragen werden mußte?“ — Der Invalide fragt mit großem Interesse: „Und sind Sie nun durch die Kur wirklich gesund geworden?“ — Der robuste Herr entgegnet: „Eine Kur war es nicht gerade. Sie müssen nämlich wissen, daß ich hier geboren bin.“

Kindlicher Wunsch. Friseur: „Nun, Händchen, wie willst du die Haare geschnitten haben?“ — Händchen: „Wie Papa, mit 'nem großen Loch oben.“

Gedanken-Splitter.

Polnische Sprichwörter.

Wähle deine Freunde mit eiserner Hand und halte sie fest mit eiserner Hand.
 Vor einem Pferd muß man sich von hinten, vor einem Weibe von vorne, vor einem Pfaffen von beiden Seiten in acht nehmen.

Der Teufel ist am schlimmsten, wenn er von einem Menschen kommt.

Räffel-Ede.

Der Duft der Poesie.

Dem Palast in Granada, — Dessen Lob die Dichter singen, — Bräutlein drei Zeichen ab, — Die im Sturm verloren gingen. — Noch als Rest durchdrang die Luft — Ein gar wunderbarer Duft.

Zahlenräffel.

1 2 3 4 5 6 7 2 8 6 9 10 5 2 Giftpflanze,
 2 3 4 5 2 Hülsenfrucht, 3 10 4 2 3 6 männlicher
 Vorname, 4 8 2 3 Getränk, 5 2 8 9 2 3 Handwerker,
 6 3 8 2 5 6 Stadt in Italien, 7 2 3 4 5 6
 Stadt in Anhalt, 2 3 10 5 Gott der Liebe,
 8 5 2 3 Nebenfluß der Elbe, 6 8 3 10 9 Land,
 9 2 8 6 2 3 Gerät, 10 5 6 5 2 2 Meer, 5 2 3 4 2
 Angehöriger eines süßlammischen Stammes,
 2 4 3 10 Fluß in Spanien.

Rerräffel.

Unruhe, Rechnung, Restgut, Ratgeber, Grundigentum, Feststedi, Vernichtung, Hofnast. Diesen acht Wörtern sind je drei, dem letzten Wort zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergefügt ein altes Sprichwort ergeben.

Auflösungen der Räffel aus der vorigen Nummer:

Geographisches Kreuz: 1. S; 2. San; 3. Namur; 4. (und mittlere senkrechte Reihe) Hamburg; 5. Rouen; 6. Uri; 7. O.

Silberräffel: 1. Lincal, 2. Erde, 3. Redstob, 4. Nassau, 5. Ujedom, 6. Moriz, 7. Juidau, 8. Ural, 9. Lotte, 10. Erzberger, 11. Bogen, 12. Erle, 13. Rausen. — V. n. um zu leben, leb, um zu lernen.